

Klaus Pumberger: Worüber wir nicht geredet haben. Arisierung, Verdrängung, Widerstand. Ein Haus und die Geschichte zweier Familien (Textauszüge).

Innsbruck-Wien-Bozen: Studien-Verlag, 2015, <http://klaus.pumberger.org>

Abschied von Josef Haspinger (Onkel des Autors) – S. 233/234

Wesenufer, Mittwoch, 24. Dezember 1941:

Kurz vor Mitternacht macht sich Familie Eppacher – wie jedes Jahr – auf den Weg zur Christmette. Mit dabei ist auch Josef Haspinger, der zweitälteste Sohn der Familie, seit einigen Monaten Soldat der Deutschen Wehrmacht. Für die Feiertage hat er noch einmal Heimaturlaub bekommen. Der jüngsten Schwester *„hat er eine Dose Zuckerl mitgebracht. An das kann ich mich gut erinnern.“* Der Weg von der Ortschaft Kager hinunter zur Kirche im Ortszentrum ist stark vereist. Josef Haspinger trägt seinen jüngsten Bruder Huckepack am Rücken. Es ist ein bitterkalter Heiliger Abend im Oberen Donautal. Um die Temperaturen in der Kirche einigermaßen erträglich zu halten, ist in der Mitte ein eiserner Ofen aufgestellt, der mit Kohlen beheizt wird. Ein Rohr durch das Kirchenfenster leitet den Rauch ab. Wie bei jeder Christmette singen die Kirchenbesucher auch dieses Jahr „Stille Nacht, heilige Nacht“. In der dritten Strophe lautet der letzte Vers: „Da uns schlägt die rettende Stund...“. Doch, wo ist zu Weihnachten 1941 diese „rettende Stunde“? Ist es nicht vielmehr eine sehr bedrohliche Stunde, da die Nationalsozialisten immer mehr Länder Europas zu ihrem Machtbereich zählen können?

Die Stimmung in der Familie Eppacher ist gedrückt. Alle wissen, dass der „Seppi“ – so wird Josef Haspinger in der Familie gerufen – nach den Feiertagen wieder einrücken muss. Und er selbst, gerade einmal 19 Jahre alt, realisiert, dass es ein Abschied ins Ungewisse sein wird. *„Aber das weiß ich noch genau, wie der Seppi auf Urlaub da gewesen ist. Er ist ein paar Schritte vor mir gegangen, vielleicht sechs, sieben Schritte, hat sich umgedreht, und hat gesagt: `Ich komme nimmer heim`. Das weiß ich, als ob es heute wäre. Wirklich wahr. Und so ist es auch gewesen“*, erinnert sich Jahrzehnte später eine Schwester.

Bereits der erste Abschied im September 1941 war ein tränenreicher, als Josef Haspinger nach Linz in die Kaserne Ebelsberg in das Infanterie-Ersatz-Bataillon 133 eingezogen wurde. Eine weitere Schwester erzählt aus ihrer Erinnerung: *„Das war vor Schulbeginn. ... Und wie sie da den Seppi zusammengepackt haben zum Fortgehen, hab ich irrsinnig geweint und bin zum Nachbarn gelaufen. Weil ich hab das gar nicht sehen wollen, wie der weggeht. Weil die Mutter hat dabei sehr geweint.“* Von nun an wird in der Familie regelmäßig für die Heimkehr des Sohnes und Bruders gebetet. Schon einige Monate später werden die Sorgen zu Hause noch größere sein. Josef Haspinger wird zum Einsatz als Grenadier in der 100. Jäger-Division, Teil der 6. Armee, an die Ostfront abkommandiert.

Marion Gräfin Dönhoff, junge Gutsbesitzerin auf Schloss Friedrichstein in Ostpreußen, später als Herausgeberin der Wochenzeitung „Die ZEIT“ eine der führenden Intellektuellen Deutschlands, schreibt in ihren Notizen Ende September 1941: „Wie oft hat man in diesem

Sommer Abschied genommen. Wie jung sie alle waren; Vettern, Brüder, Freunde – so vieles bleibt unerfüllt, ungetan. ... Seit (dem 21. Juni) nimmt man eigentlich immerfort Abschied, nicht nur von Menschen – von allem, was man liebt.“

Sommer 1942 – Tiefpunkt des 20. Jahrhunderts (S. 238/239)

19. Juli 1942, in der Nähe zum Fluss Don, Sowjetunion

Tagesbefehl der 100. Jäger-Division, 6. Armee der Deutschen Wehrmacht:

„Bis spätestens 1. August sind alle Südtiroler Soldaten zu melden. Es handelt sich um die Verteilung einer Wein-Spende der Südtiroler Arbeitsgemeinschaft der Optanten, die vorwiegend Südtirolern zu Gute kommen soll.“

Erreicht dieser Südtiroler Wein auch Josef Haspinger, den zweitältesten Sohn von Familie Eppacher? Und wenn der Seppl davon trinkt, welche Gedanken, welche Bilder gehen ihm durch den Kopf? Wenn er etwa an seine Lieben zu Hause denkt, kommen ihm dabei auch Gespräche in den Sinn, die er in den Monaten vor seinem Einrücken mit seiner Mutter geführt hat?

Eine Schwester erinnert sich Jahrzehnte später im Interview an einen entsprechenden Dialog zwischen Sohn und Mutter: *„Die Mama hat zum Seppl immer gesagt, ‚Du, pass auf ... Du musst jedes Mal, wenn Du (in die Fähre) auf der Donau einsteigst (er musste für die örtliche Brauerei, in der er beschäftigt war, die Bierfässer ins benachbarte Mühlviertel liefern, auf einem Wagen, gezogen von Ochsen), Dir Leid und Reue erwecken. Wenn Du untergehst, wenn Du gestorben bist, dass Du ja nicht in die Hölle kommst.‘ (lacht) Und was glaubst Du, was der Seppl darauf mit einem Lachen gesagt hat. ‚Weißt Du was‘, hat er gesagt, ‚da fluche ich einmal.‘ (lacht)*

Neun Tage zuvor, 10. Juli 1942. Die Journalistin Dorothy Thompson tritt US-Rundfunk in ihrem wöchentlichem Programm „Listen, Hans“ auf. An diesem Tag wendet sie sich an einen Freund aus Berlin: „Müssen sich die Deutschen nicht fragen, warum haben wir fremde Länder überfallen? Was tun wir eigentlich in den Steppen von Russland?“

Drei Tage später, 22. Juli 1942. In Warschau entwirft der SS-Offizier Hermann Höfle eine Order, die unmittelbar das Ende des jüdischen Gettos und den Tod Hunderttausender bedeutet. Mit dabei ist auch der 22-jährige Marcel Reich (später bekannt als Marcel Reich-Ranicki, der deutsche „Literaturpapst“), der als Übersetzer im von den deutschen Besatzern eingesetzten „Judenrat“ arbeitet. Er wird in den Konferenzsaal gerufen, um die neue Anordnung zu protokollieren: „Am heutigen Tag beginnt die Umsiedlung der Juden aus Warschau. ... Es ist euch ja bekannt, dass es hier zu viele Juden gibt.“

Wolgograder Ambivalenzen (S. 250/251)

Wolgograd, 04.10.2012

Als ich mich in den letzten Wochen intensiv auf diese Reise vorbereitete, empfand ich ein immer stärker werdendes Gefühl der inneren Zerrissenheit.

Da sind zum einen die Strapazen, die Schmerzen, das individuelle Leid meines Onkels, insbesondere in seinen letzten Lebenstagen (*Josef Haspinger wurde Ende September in den ersten brutalen innerstädtischen Kämpfen in Stalingrad schwer verwundet, er starb am 3. Oktober 1942 – Anmerkung PK*))

Zum anderen bin ich fest überzeugt, dass es für uns alle gut war, dass die Deutschen und Österreicher diese Schlacht verloren haben und dass die Rote Armee sie gewonnen hat.

Und überdies hat die Deutsche Wehrmacht im Zuge des Vormarsches, und noch mehr im Gefolge davon, in Russland bekanntermaßen nicht nur Kriegsverbrechen verübt, sondern auch schwerste Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Wie diese drei gewichtigen Aspekte nun zu einem Ganzen vereinen? Wie das eine aussprechen, ohne das andere zu relativieren oder gar in Frage zu stellen? Was also tun mit dem Leid von einer Person, die moralisch und historisch auf der falschen Seite stand, wie auch immer sie dazu gekommen sein mag?

Ein Assoziation zu dieser Frage lautet: konnte Onkel Josef als sehr sensibler 20-jähriger Mann (und als solcher wird er von allen, die mit ihm in Kontakt waren, übereinstimmend beschrieben) die Angst, die er in der Schlacht von Stalingrad immer wieder durchlebt haben muss, verwandeln? Was hätte das sein können? Konnte es erst den nachfolgenden Generationen gelingen, die Angst zu transformieren? In Mut, aus dem dann die Kraft zur Versöhnung kommen kann: mit seiner eigenen Geschichte in ihrer Gesamtheit; zwischen Gesellschaften und Völkern, zwischen Generationen und Familien.

Solche Überlegungen helfen mir, die Ambivalenz der widerstreitenden Gedanken und Gefühle auszuhalten. Letzte Nacht habe ich lange nicht einschlafen können. Auf einmal erschien es mir ganz klar zu sein. Ist es nicht genau diese Ambivalenz, dieses Paradoxe, das sich wie ein roter Faden durch meine Familiengeschichte zieht?